

Wiener Stadt-Bibliothek.

8719

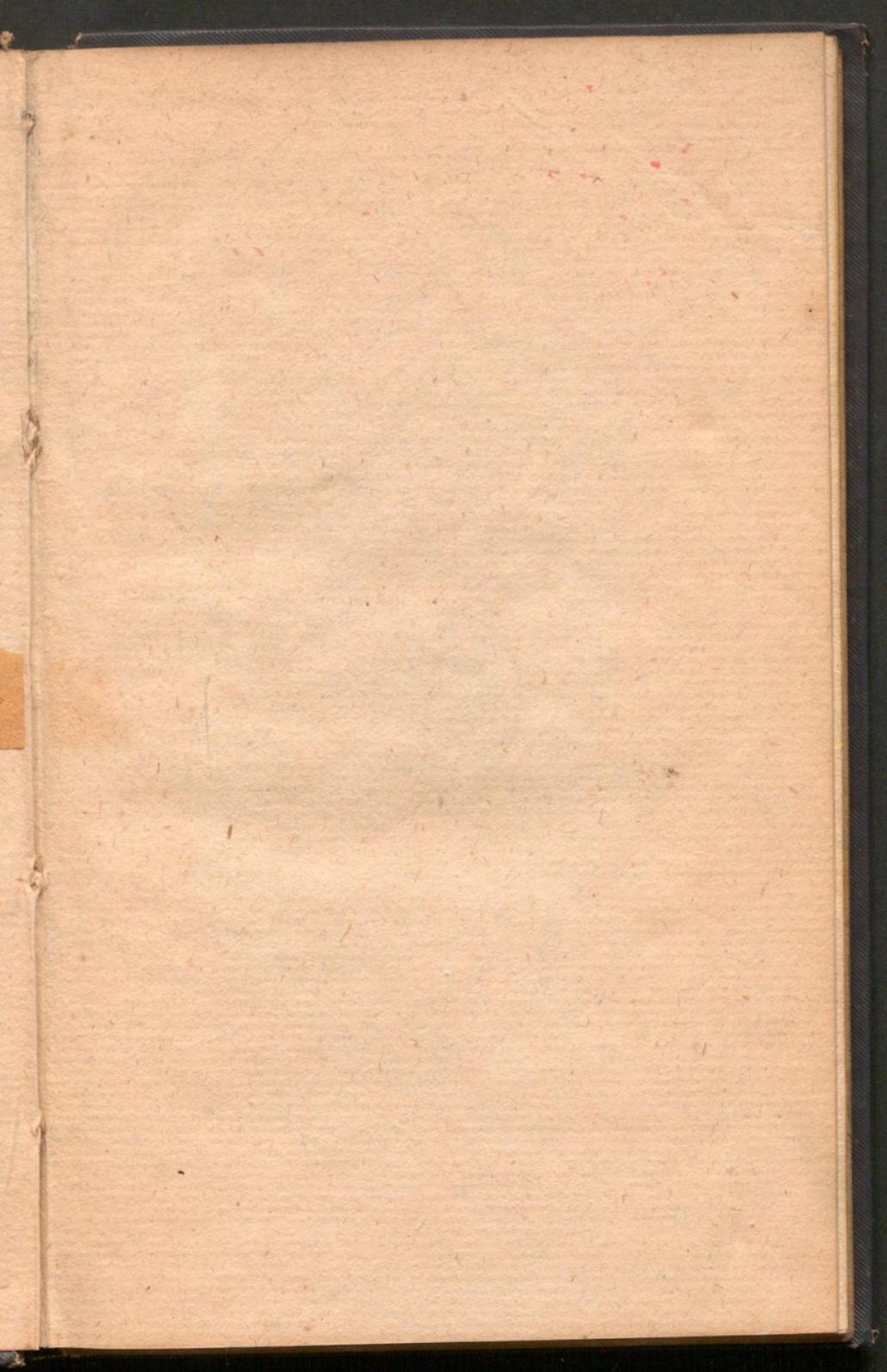
A

756

756

788

791









Lottchen und ihre Hausthiere.

Beyspiel und Lehre.

Ein
Lesebüchlein für Kinder
zur
Bildung und Unterhaltung.

Von
Leopold Chimani.

Mit einem Titelfupfer.

W i e n , 1823.

Gedruckt und im Verlage bey Leop. Grund.



Gottes waltende Vaterhand.

Vater Martin, ein ehrlicher Weber, hatte in den letzten Jahren viel Unglück erlitten. Sein Häuschen war ihm zu Asche nieder gebrannt, sein kleines Feld hatte im folgenden Jahre der Hagel verwüstet, und eine Theuerung aller Lebensmittel war zu derselben Zeit ins Land gekommen. Alles dieses drückte den braven Mann schwer; aber er verlor nicht das Vertrauen auf Gott, der die Vögel in der Luft, die Würmer in der Erde speiset, und die Lilien auf dem Felde kleidet.

Er, seine treue Frau und selbst seine achtjährige Tochter Rosa arbeiteten desto fleißiger, um so viel zu erwerben, daß sie sich die nöthige Nahrung verschaffen konnten. Der Vater saß bis spät in die Nacht am Weberstuhle, und Mutter und Tochter spannen Garn oft bis Mitternacht, und waren wieder,

so bald der Tag anbrach, bey dem Spinnrade. Der Vater kränkelte schon seit längerer Zeit; die übermäßige Anstrengung in den Tagen der Noth warf ihn vollends auf das Krankenlager, und seine letzte Stunde nahete heran.

Vater Martin am Todtenbette.

Da standen Mutter und Tochter um den sterbenden Vater, weinten und schluchzten, daß ihnen ihr Ernährer und Versorger entrisfen werden sollte. Der Vater aber legte seine Hand segnend auf das Haupt der Tochter, und sprach mit schwacher Stimme: »Gott ruft mich von dieser Welt, er weiß es, warum er es thut, und ich unterwerfe mich seinem Willen »geduldig. Er wird, wenn ich nicht mehr um euch bin, »für euch sorgen: seine waltende Vaterhand wird »euch beschützen. Vertrauet auf ihn, den Allmächtigen und höchst Gütigen: ich bethe in meiner letzten Stunde zu ihm, daß er euch nicht verlasse: »und er wird dich, liebe Tochter, auch nie verlassen, »wenn du fromm, tugendhaft und fleißig bist.«

Der Vater konnte nicht mehr weiter reden; die Mutter und Tochter schluchzten noch wehmüthiger, und der fromme Mann starb. — —

Leid und Trauer im Hause.

Mutter und Tochter wußten sich vor Schmerz nicht zu fassen. »Wir haben unsern Vater und Ernährer verloren;« riefen sie kläglich aus: »Gott steh uns bey, sonst sind wir verloren! der gute, liebe Vater, so bald mußte er uns entrißen werden!!«

Da kamen die Nachbarn und Nachbarinnen, und trösteten die Witwe und ihre Tochter. Sie ermunterten die Weinenden zum Vertrauen auf Gott und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Diese Tröstungen wirkten, und selbst die Zeit minderte den Schmerz. Die Trauernden wurden gelassen, und ergaben sich mit gen Himmel gewendetem Blicke ihrem Schicksale. Sie griffen wieder zur gewöhnlichen Arbeit und suchten sich zu helfen, so gut es geschehen konnte. Es fanden sich auch gute Menschen, denen der Witwe trauriges Loos sehr zu Herzen ging, und die sie mit Rath und That wohlthätig unterstützten.

Es wird mit der Witwe besser.

Unter diesen guten Seelen, von denen der armen Witwe Hilfe zufließ, stand Frau Ehrenthal oben an. Sie schickte ihr Lebensmittel ins Haus, gab ihr Verdienst, und wo eine Arbeit vorkam, welche die

Witwe verrichten konnte, wurde sie allzeit gerufen und gut bezahlt.

Besonders mußte sie bey der Wäsche und im Garten oft helfen; und da sie Rosa nicht allein zu Hause lassen wollte, so nahm sie dieselbe mit, und es wurde ihr ein ruhiger Winkel angewiesen, wo sie fleißig spinnen konnte.

Der guten Frau Ehrenthal war es ein Vergnügen, die kleine Tochter zu speisen, wenn sie auch an diesem Tage für das Haus nichts gearbeitet hatte. Desto mehr war die Mutter bemüht, das durch angestrengte Arbeit herein zu bringen, was der Tochter Gutes geschah.

Rosa war aber auch so fleißig, artig und höflich, daß Frau Ehrenthal Vergnügen daran hatte, sie recht liebevoll und freundlich behandelte, und sie gewöhnlich mit einem Geschenke an Gelde oder an einem Kleidungsstücke entließ.

Das Geld legte Rosa sparsam zusammen, um etwas zur Noth für sich und ihre Mutter zu haben; denn darben durften sie jetzt nicht; sie verdienten durch die Arbeit ihrer Hände so viel, und es floß ihnen auch so manche Gabe von der Frau Ehren-

thal und anderen gutmüthigen Nachbarinnen zu, daß sie nie hungrig zu Bette gehen durften.

Es naht das Geburtsfest der Frau Ehrenthal heran.

Täglich erinnerte sich Rosa der Wohlthaten, die sie und ihre Mutter von der Frau Ehrenthal empfangen, und ihr Dank stieg gen Himmel. Dankbarkeit ziert das jugendliche Gemüth, und war eine unter den guten Eigenschaften, die man an Rosa loben konnte.

Es kam das Geburtsfest der Frau Ehrenthal, und auch Rosa wollte an demselben zeigen, wie sehr sie sich bestrebe, der guten Frau ihre Verehrung und Dankbarkeit zu bezeigen. Sie sann lange nach, wie sie ihr ein Vergnügen machen könnte, und glaubte, eine kleine Gabe, aus gutem Herzen dargebracht, würde sie als Beweis des guten Willens annehmen.

Die Erdbeeren im Walde und auf den Abhängen des Berges fingen eben zu reifen an, und die Frühlingsblumen standen in ihrem Schmucke da. Rosa wollte ein Körbchen voll Erdbeeren sammeln und ein Blumensträußchen binden, und alles dieses ihrer

Wohlthäterinn mit einem herzlichem Glückwunsche zum Geburtsfeste darbringen.

Rosa pflücket Blumen und Erdbeeren.

Mit Einwilligung ihrer Mutter ging sie nach gegessenem Mittagsbrote in den Wald, um Erdbeeren zu sammeln und Blumen zu pflücken. Aber alle, die sie fand, waren ihr Anfangs zu schlecht zum Angebinde für ihre Wohlthäterinn. So wenig reife Erdbeeren es damahls gab, so wollte sie nur schöne und große sammeln, und die schönsten und wohlriechendsten Blumen blüheten nur auf den höchsten Bergwiesen. So kam Rosa immer tiefer in den Wald, und stieg immer höher auf den Berg, und dachte in ihrem Eifer nicht an den Rückweg.

Endlich hatte sie das Körbchen voll Erdbeeren und einen großen Strauß Blumen, und überdachte freudig, wie sich ihre gute Mutter wundern werde, daß sie eine so reiche Sammlung bringe.

Sie wollte nun nach Hause eilen, konnte aber nicht auf den rechten Weg gelangen. Sie ging kreuz und quer den Wald durch, und verirrte sich immer noch mehr.

Rosa wird von der Nacht im Walde überrascht.

Schon vergoldete die herrliche Sonne mit ihren letzten Strahlen die Bergspitze, und färbte die Wolken purpurroth, und Rosa wußte noch nicht, auf welchem Wege sie aus dem Walde gelangen könnte. Sie beschleunigte ihre Schritte, und die Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn.

Es fing zu dämmern an, wurde endlich ganz finster, und Rosa war immer mehr vom rechten Wege abgekommen. Da wurde ihr angst und bange, und sie befürchtete schon, daß sie im Walde werde übernachten müssen.

Bethend hob sie ihre Händchen gen Himmel und bath, daß sie ihr schützender Engel vor aller Gefahr bewahren, und auf den rechten Weg geleiten möchte: und Gott erhörte das kindliche Flehen, und sandte Hülfe, so fürchterlich dieselbe auch Anfangs erschien.

Das Gebeth erleichtert das Herz.

Rosa war vor Müdigkeit, Hunger und Angst unter einem Baume nieder gesunken, und wollte durch Ruhe neue Kräfte sammeln. Schreckliche Gedanken ängstigten ihre Seele; sie fürchtete von einem wilden

Thiere zerrissen oder von Räubern ermordet zu werden. So stellt uns die Angst immer die fürchterlichsten Bilder dar, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind.

Nofa zitterte an allen Gliedern, und konnte vor Angst kaum Bethen: und sie wendete sich doch sonst in jeder Bedrängniß sehr gern an Gott; weil durch ein kindliches Flehen ihr Herz immer erleichtert und durch das Vertrauen auf Gottes allwaltende Vorsehung mit Trost erfüllt wurde. So hatte sie es von Kindheit auf erfahren, und in jeder Noth wendete sie sich mit ihrer Mutter an den guten Vater im Himmel.

Schreckliche Erscheinung.

Mit weinenden Augen blickte Nofa zu dem gestirnten Himmel; da hörte sie in der stillen Einsamkeit der Nacht von fern ein Geräusch. Sie blickte hin, und sah Feuer sprühen. Sie stieß ein Angstgeschrey aus, und zitterte an allen Gliedern.

Nochmahls wagte sie es, in die gefürchtete Gegend hin zu blicken, als sie eine lange schwarze Gestalt mit feurigem Munde auf sich zukommen sah, um welche ein großes weißes Unthier herum zu flattern schien.

Rosa brach in ein lautes Angstgeschrey aus, und heulte vor Schrecken. Die gefürchtete Gestalt nähete sich ihr immer mehr, und stand endlich vor ihr.

Wer war das Gespenst?

Hatte wohl Rosa Ursache, sich so sehr zu fürchten? — Die Schreckensgestalt war ihr Retter. Es war ein junger Arzt aus dem Orte, der Rosa wohl kannte, und der, um Kräuter zu sammeln, auf die höchsten Bergspitzen gestiegen war, sich verspätet hatte, und nun nach Hause auf bekannten Wegen eilte. In der Ferne hatte er Feuer angeschlagen, um seine Tabakspfeife anzuzünden, und dann Tabak geraucht. Das war das Feuersprühen, welches die arme Rosa so sehr ängstigte, und das herum flatternde weiße Unthier war nichts mehr und nichts weniger als das weiße Schnupftuch, mit welchem sich der junge Arzt, weil er vom Gehen erhitzt war, fächelte, und den Schweiß abtrocknete. Nur die große Angst, von welcher Rosa ganz eingenommen war, hatte den Feuerfunken und dem Schnupftuche die fürchterlichen Gestalten gegeben, vor denen Rosa bebte. So bildet die Furcht Gespenster.

Rosa wird nach Hause geleitet.

Rosa war vor Angst ganz außer sich, als der Arzt vor ihr stand. Er redete sie liebevoll an, und sprach ihr Muth zu. Da erkannte Rosa endlich ihren Retter, und wagte es, ihn anzublicken. Noch bebte sie am ganzen Leibe, noch zitterten ihre Hände, die sie bittend nach ihm ausstreckte, daß er sie nach Hause zu ihrer Mutter geleiten möchte.

Er hob sie von der Erde, nahm sie bey der Hand, und führte sie mit sich. Aber das arme Kind war so schwach, daß es ihm kaum folgen konnte. Rosa erzählte ihm, warum sie so tief in die Wälder eingedrungen sey, wie reichlich sie Erdbeeren und Blumen gesammelt, wie sie sich verirrt, und wie viel Angst und Schrecken sie ausgestanden habe.

Der Arzt fand, daß das Mädchen ganz erschöpft sey, und ohne Labung den Weg bis nach Hause nicht machen könne. Nachdem sie an den rechten Weg, den Rosa so lange vergebens gesucht hatte, gekommen waren, setzten sie sich beyde nieder, und der Arzt langte aus der Tasche, die er über der Schulter hängen hatte, Brot, Käse und ein Fläschchen mit Wein hervor, und gab dem Mädchen davon, daß es seinen Hunger stillen, und sich mit dem Weni-

gen, was von dem Weine noch übrig war, laben konnte.

Rosa wurde sichtbar gestärkt, und da ihr der Arzt zuletzt noch aus der nahen Bergquelle einen frischen Labetrunk hohlte, vergaß sie all des Ungemaches, welches sie ausgestanden hatte, und trat mit ihrem Retter munter den Rückweg an. Sie hatten fast noch zwey Stunden Weges bis nach Hause zu machen, und Rosa mußte noch einige Male ausruhen, so ermüdet war sie. Es war fast Mitternacht, als sie im Dorfe ankamen.

Besorgniß der Mutter.

Die Mutter war indessen zu Hause um Rosa sehr besorgt gewesen. Als es schon Abend geworden war, und Rosa nicht zurück kam, wurde die Mutter sehr ängstlich, und befürchtete, daß der Tochter ein Unglück begegnet sey. Sie lief in den Wald um Rosa zu suchen. Auf dem Wege begegnete der Mutter Frau Ehrenthal, die gleich in ihrer Miene las, daß Kummerniß und Angst sie drückten.

Die arme Witwe klagte ihr weinend, daß Rosa, die gleich nach dem Mittagessen in den Wald gegangen, noch nicht zurück gekommen sey, und sich wahrscheinlich verirrt habe. In ihrer Kummerniß ver-

schwieg sie auch nicht, was Rosa veranlaßt habe, in den Wald zu gehen, und daß vermuthlich der Eifer, recht schöne Erdbeeren und Blumen für Frau E h r e n t h a l zu sammeln, das Mädchen immer tiefer in den Wald und höher auf die Berge geführt, bis sie den Weg verloren habe.

Frau E h r e n t h a l freuete sich im Stillen über die kindliche Liebe und Dankbarkeit des Mädchens; sie war aber zugleich um dasselbe besorgt, und schickte auch einige von ihren Leuten auf andern Wegen in den Wald, um Rosa zu suchen. Aber alle kamen erst spät mit der Nachricht zurück, daß sie gar keine Spur von ihr entdeckt hätten.

Rosa kommt bey der Mutter an.

Rosa's Mutter war untröstlich, als auch sie von ihrer Tochter im Walde nichts sehen und hören konnte. Kein Schlaf kam ihr in die Augen, als sie nach Hause kam; sie warf sich voll Kummer vor dem Kreuzbilde nieder, und flehete mit thränenden Augen zum Himmel, daß der liebe Gott sie von ihrer Angst befreyen, und ihr die liebe Tochter, ihre einzige Freude, zurück führen möchte. Lange und andächtig bethete die Mutter; da pochte es am Fenster, und die süßen Worte: »Mutter! Mutter machet auf!« erschallten.

Wer beschreibt die Freude, als Rosa sich in die Arme ihrer Mutter stürzte? Beyde konnten vor Rührung kein Wort sprechen; denn auch die höchste Freude machet stumm, und nur die Gegenwart des Arztes lösete ihre Zungen, als Rosa ihn ihren Retter nannte, der sie bey eitler Nacht wieder an das Herz ihrer geliebten Mutter geführt hatte. Beyde überhäufte ihn mit Dankesbezeugungen, und er eilte mit dem fröhlichen Bewußtseyn nach Hause, zweyen guten Menschen eine ruhige Nacht bereitet zu haben.

Lange hatte noch Rosa zu erzählen, was ihr Alles im Walde begegnet war, wie sie sich verirrt, und wie sie ihr Retter gefunden hatte, und die Mutter konnte sich nicht enthalten, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie sich unbedachtsam so weit vom Hause entfernt habe. Endlich gingen beyde zu Bette.

Rosa überreicht das Angebinde.

Rosa war von den Anstrengungen des vorigen Tages, und von der Angst, die sie ausgestanden hatte, so abgemattet, daß sie am folgenden Morgen kaum das Bett verlassen konnte. Aber es war das Geburtsfest ihrer Wohlthäterinn, und da durfte

sie unter den Glückwünschenden nicht fehlen. Sie bath ihre Mutter, von dem Gelde, welches sie schon seit langer Zeit her gespart hatte, ein niedliches Körbchen zu kaufen, in welches sie die gesammelten Erdbeeren legen wollte, um sie der Frau Ehrenthal mit einem Blumensträußchen zu übergeben.

Rosa zog ihr Sonntagskleid an, und pußte sich so niedlich, als es bey ihrer Armuth geschehen konnte. Das Meiste, was sie am Leibe trug, war ein Geschenk von der Frau Ehrenthal.

Sie ging dann zu ihrer Wohlthäterinn, stattete ihren Glückwunsch ab, und überreichte ihr ihre zwar unbedeutenden, aber herzlichen Gaben, die ihr so viel Schweiß gekostet, und so viele Angst verursacht hatten.

Frau Ehrenthal nahm das Geschenk mit Wohlgefallen an, und gab Rosa zu verstehen, wie sehr es sie freue, daß sie ihretwegen so viele Mühe verwendet habe, und daß ihr die Gabe um so angenehmer sey, weil sie aus gutem Herzen komme.

Nun war Rosa für Alles das, was sie gestern gelitten, entschädiget. Sie wollte nur ihrer Wohlthäterinn ein Vergnügen machen, und das hatte

sie erreicht. Wenn vielleicht meine jungen Leser meinen, daß Rosa ein reiches Gegengeschenk erwartet habe, so irren sie sehr; denn Rosa war gar nicht eigennützig, und daß Frau Ehrenthal zu ihr sagte: »Liebe Rosa, dein Geschenk macht mir Vergnügen, und ich werde dir's nie vergessen,« war ihr der herrlichste Lohn, und sie wiederholte diese Worte ihrer Mutter zu Hause mehrere Mahl mit innigem Vergnügen.

Rosa's Geburtstag.

So vergingen mehrere Wochen. Endlich kam Rosa's Geburtstag. Er wurde von ihr und der Mutter gewöhnlich in frommer Andacht und mit Dank gegen Gott gefeyert. Von Geschenken konnte keine Rede seyn, da die Mutter arm war, und nichts außer einem herzlichen Wunsche und Kusse der Tochter geben konnte.

Dieses Mahl wurde aber Rosa mit frühestem Morgen zu Frau Ehrenthal gerufen. Der Tisch war gedeckt, als sie dort ankam, und das Frühstück wurde aufgetragen.

Rosa wurde zu demselben geladen, und mußte Platz nehmen. Du hast mir,« sprach Frau Ehrenthal, »an meinem Geburtstage viel Vergnügen mit

»deinen Geschenken gemacht; es ist billig, daß ich
»dieselben heute erwidere.«

Mit diesen Worten stand Frau Ehrent hal vom Tische auf, und langte aus einem Schranke einen ganzen Anzug für Rosa heraus. Diese wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen, so überrascht war sie. Sie umfaßte die Knie ihrer Wohlthäterinn, und sagte gerührt: »Das ist zu viel für mich, so etwas habe ich um Sie, edle Frau, nicht verdient.« Dabey standen dem guten Kinde die Thränen im Auge.

Menschenfreundlicher Antrag.

Zu gleicher Zeit trat Rosa's Mutter ein. Auch sie war gerufen worden. Nun eröffnete Frau Ehrent hal, was sie schon lange beschlossen hatte. »Ich will mir,« sagte sie, »an Rosa eine treue und geschickte Dienerinn erziehen. Ich habe keine Kinder, und brauche jemanden um mich, der mir mit treuer Liebe anhängt, und das ist Rosa, von der ich bis jetzt nichts als Gutes gesehen und gehört habe. Du sollst aber,« fuhr Frau Ehrent hal fort! indem sie sich zu Rosa wendete, »deiner Mutter nicht entzogen werden, du sollst immer um sie seyn; aber ich werde auch deine Mutter zu mir in's Haus nehmen; denn ihr beyde seyd mir lieb und werth. Ich werde für dei-

nen Unterricht sorgen, dich in allen nöthigen Handarbeiten unterrichten lassen, und deiner braven Mutter helfen, daß du gut und fromm heran wachsest, arbeitsam, geschickt und häuslich werdest.

Mutter und Tochter ziehen zu Frau Ehrenthal.

R o s a und ihre Mutter waren über diesen Antrag sehr erfreut, sie dankten Gott, der sie auf einmahl von allen Sorgen befreyet hatte, und versprachen, nie zu vergessen, was Frau E h r e n t h a l für sie thue, und es durch treue Liebe und rege Dienstbeflissenheit zu vergelten. Schon am folgenden Tage zogen sie zu ihrer Wohlthäterinn, und der Mutter wurden ihre Geschäfte angewiesen. R o s a wurde in die Schule geschickt, und zu Hause selbst von der Frau E h r e n t h a l im Stricken, Nähen und anderen weiblichen Handarbeiten unterrichtet.

Als sie mehr heran wuchs, wurde sie auch in der Küche verwendet, und überall zeigte es sich, daß R o s a sich alle Mühe gab, den Erwartungen ihrer Wohlthäterinn zu entsprechen, und sich für die Wohlthat dankbar zu bezeigen.

So bildete sie sich allmählich zu einer brauchbaren, geschickten und emsigen Haushälterinn aus, und lei-

tete schon mit siebzehn Jahren das ganze Hauswesen. Noch nie hatte Frau E h r e n t h a l eine treuere Diennerinn gehabt, die ihr mit so vieler Liebe anhing, und sie behandelte K o s a wie die Tochter des Hauses. Dieses Zutrauen eiferte K o s a noch mehr an, ihrer Wohlthäterinn alle Liebe und Dienste zu erweisen, die sie nur von einer dankbaren Pflegetochter erwarten konnte.

Beschluß.

So lebten sie mehrere Jahre mit einander. Frau E h r e n t h a l fing zu kränkeln an, wurde zusehens schwächer und gebrechlicher, und konnte endlich das Bett nicht mehr zu verlassen. K o s a pflegte sie mit kindlicher Liebe. Endlich starb die gute Frau, und setzte K o s a zur Erbin eines Theiles ihres Vermögens ein.

K o s a beweinte den Tod ihrer Wohlthäterinn mit dankbarem Herzen, und vergaß nie, was sie durch diese edle Frau geworden war.

Sie lebte einige Zeit ganz zurück gezogen mit ihrer Mutter. Endlich bewarb sich ein braver Bürger um ihre Hand, mit dem sie noch jetzt vergnügt und zufrieden lebt. Oft erzählt sie ihren Kindern von der Frau E h r e n t h a l, und erinnert sich dankbar

der Wohlthaten, die sie von ihr empfangen hat; sie ermuntert ihre Kinder zugleich zum Vertrauen auf Gott, der sie und ihre Mutter so wunderbar durch gute Menschen aus aller Noth errettet, und dessen allwaltende Vaterhand sie immer beschützt hatte.

Lottchen und ihre Hausthiere.

(Hierzu das Titellupfer.)

Lottchen's Mutter hatte einen Pommer. Er war ein allerliebstes Thier; aber murrig und schnurrig, der immer klaffte und bellte, und in beständiger Feindschaft mit den Hunden der Nachbarn lebte.

Er wollte nicht dulden, daß man einem anderen Hunde schmeichelte, und lief oft, wenn er schon satt war, mit einem Beine davon, und verscharrte es, damit es ja kein anderer Hund bekäme; denn er war mißgünstig und neidig. Das waren seine bösen Eigenschaften; übrigens war er ein treuer Hüther des Hauses, der keinen Fremden eintreten ließ, ohne daß er es schon zuvor durch Wellen gemeldet hätte, und der auch jeden Unbekannten bellend bis zur Thür hinaus begleite. Er war auch sehr an-

hänglich; er entfernte sich nie allein vom Hause, und machte gern die Runde im Hofe! wenn er etwas Fremdes witterte.

Das Käzchen.

Lottchen bekam ein allerliebstes Käzchen zum Geschenke, und bath die Mutter, daß sie es behalten und aufziehen dürfte. Die Mutter erlaubte es ihr. Das wollte nun Klaps, der murrige Pommer, gar nicht dulden, und er sah das Käzchen immer mit scheelen Augen an. Nichts verdros ihn mehr, als wenn es Lottchen auf dem Arme hielt, und ihm schmeichelte. Da sprang er an Lottchen hinan, murzte, und wollte das Käzchen mit Gewalt ihr vom Arme herab ziehen.

Lottchen gab sich alle Mühe, diese beyden Thiere an einander zu gewöhnen; aber es wollte ihr nicht gleich gelingen. War Klaps mit dem Käzchen allein, so stellte er sich demselben gegenüber, und bellte; das Käzchen aber zog ihren Rücken in die Höhe, stellte sich zur Wehre, und miaute kläglich um Hülfe. Nicht selten fuhr Klaps auf dasselbe los, und kneipte es, daß es erbärmlich schrie. Als aber das Käzchen größer und stärker wurde, wies es dem Hunde tapfer die Zähne, und theilte Kreuz- und Querbieße mit den Pfoten aus, und da es ein

paar Mahl den zänkischen Hund tüchtig auf die Schnauze gemaultaschet hatte, wollte er mit dem Krallenthiere nichts mehr zu thun haben, und ließ es in Ruhe; aber Freundschaft wollte er auch nie mit ihm pflegen, und sah es immer mit mißgünstigen und neidischen Augen an.

Das dritte Hausthier.

Eintrittete Lottchen ein Huhn vom Tode. Ein Habicht hatte es mit den Krallen im Meierhofe schon gefaßt, und wollte mit demselben davon fliegen, als Lottchen dazu kam, und es ihm abjagte. Das arme Huhn lag vor Angst wie leblos auf der Erde; Lottchen eilte hinzu, hob es auf, und lief mit demselben zur Mutter.

Das arme Thier erhohlte sich bald, und Lottchen war darüber so erfreut, daß sie die Mutter bath, ihr das Huhn zu schenken, welches sie nun in besondern Schutz nehmen und bey sich pflegen wollte. Die Mutter willigte ein, und das Huhn blieb von nun an bey Lottchen. Es wurde bald so zahm, daß es auf den Ruf kam, und Lottchen auf dem Fuße nachlief, sie mochte gehen, wohin sie wollte.

Die Kaze und der Hund machten oft böse Augen auf das Huhn, und wollten es nicht in ihrer

Nähe dulden; aber da war gleich Lottchen mit der Ruthe da, und drohte, wenn sie etwas Feindseliges gegen dasselbe unternehmen wollten. Da wurde das Huhn immer dreister und fecker, und pickte dem Klaps oft ein Bröckchen weg, wenn er fraß. Das wollte er aber nicht zugeben, und fuhr zornig gegen das Huhn hin, welches sich schnell durch die Flucht rettete. Auch das Käzchen schnurrte, wenn es in seine Nähe kam.

Macht der Zucht.

So ging es einige Zeit, so sehr sich auch Lottchen Mühe gab, diese drey Thiere an einander zu gewöhnen. Manches Mal bekam die Ruthe Dienst, wenn eines das andere beleidigte; doch strafte Lottchen immer so, daß es dem Schuldigen nicht viel Schmerz machte, denn sie hatte alle drey lieb, und that ihnen nicht gern etwas zu Leide. Zuletzt brachte sie es so weit, daß alle drey neben einander und ganz verträglich aus einer Schüssel fraßen; aber Lottchen mußte Anfangs immer mit der Ruthe dabey gegenwärtig seyn, denn der Spiz murrte und die Kaze schnurrte. Endlich ließen sie alle Mißgunst fahren, und jedes fraß seinen Theil begierig weg.

Lehre.

Da rief nun Lottchen einmahl ihre Mutter, und zeigte ihr, wie Hund, Kaze und Huhn friedfertig um die Schüssel standen, und sich es gut schmecken ließen. »Sehen Sie, liebe Mutter,« sagte Lottchen, »wie sie sich zusammen gewöhnt haben: jetzt darf ich ihnen die Ruthe gar nicht mehr zeigen.«

»So können auch Thiere,« entgegnete die Mutter, »Gewohnheiten, welche ihnen angeboren sind, ablegen. Der Hund ist von Natur aus mißgünstig und neidisch, die Kaze raubsüchtig und feindselig, das Huhn zänkisch und gegen größere Thiere furchtsam. Alle diese Eigenschaften schienen sie gegenseitig abgelegt zu haben; aber das geschah nicht auf ein Mahl, sondern nur allmählich; Strenge war nöthig, und Furcht mußte sie im Zaume halten.«

»Wenn schon Thiere, welche man unvernünftig nennt, instinctmäßige, das ist, von Natur aus ihnen angeborne Neigungen und Triebe bezähmen, ja selbst ablegen können, was kann erst der Mensch, dem Gott Vernunft und Verstand, Urtheilskraft und freyen Willen gegeben hat, und der nicht wie das Thier blindlings durch den natürlichen, von der

Natur angeborenen Trieb (Instinct) geleitet wird.
Er kann Alles, wenn er nur will.◊

»Der Mensch vermag Alles über sich, wenn sein Wille nur stark ist, und er sich Mühe gibt, sie zu beherrschen. Die Vernunft muß seine Handlungen leiten. Da dieselbe aber bey Kindern noch nicht genug ausgebildet und geübt ist, so sind ihnen die Aeltern und Lehrer zur Seite, die ihren Willen zum Guten leiten, und wenn derselbe unbeugsam sich zeigt, mit Strenge darauf dringen, daß sie thun, was recht ist.◊

Verne, mein liebes P o t t c h e n, von diesen Thieren, dich selbst beherrschen, und alle bösen Gewohnheiten ablegen: denn nichts ist schändlicher, als sich von unerlaubten Begierden hinreißen zu lassen, welche dich früh oder spät in einen Abgrund stürzen, aus dem keine Rettung mehr ist.◊

die in demselben steckten, den Salat oft ohne Oehl auf den Tisch, und durch den Mangel an Ordnung geschah es nicht selten; daß sie das nicht fand, was sie am nöthigsten brauchte; wodurch sie in ihrer Arbeit aufgehalten, und selten zu rechter Zeit mit dem Kochen fertig werden konnte, welches viele Verdrießlichkeiten bey der Herrschaft und den Dienstleuten veranlaßte, die zur bestimmten Stunde zu Tische gehen wollten, um wieder bald zu ihren Geschäften zu kommen; denn ohne festgesetzte Ordnung geht es nirgends vorwärts.

Die Butter geräth im Flammen.

Eines Tages hatte Elisabeth Butter in einer Pfanne über dem Feuer. Sie hohlte etwas aus der Speisekammer, und vergaß auf die Butter. Als sie zurück kam, brannte dieselbe über und über. Um die Flamme zu unterdrücken, wollte sie die Pfanne mit einem Deckel schließen; aber er war nicht an seinem bestimmten Plage, und sie fand ihn nicht. In ihrer Angst suchte sie ihn da, wo er am wenigsten seyn konnte. Indessen war die brennende Butter in den Schornstein gefahren, der lichterloh brannte, und die Flamme drohte schon hinaus zu schlagen, wodurch eine verheerende Feuersbrunst hätte entstehen können.

Da machte Elisabeth, die sich nicht mehr zu

helfen wußte, in ihrer Todesangst Feuerlärm, und bald liefen die Nachbarn zusammen, schimpften, und wütheten über *Elisabeth's* Nachlässigkeit, welche das ganze Städtchen in Brand legen konnte. Man drängte sich in die Küche, um zu löschen, und in dieser Verwirrung wurde manches Küchengeräthe zerschlagen und zerbrochen, und doch wandte niemand das rechte Mittel an, um die Flamme zu löschen, bis ein Schornsteinfeger kam, der mit nassen Koken auf das Dach stieg, den Hut des Schornsteins schnell abbrechen ließ, in die Koken gewickelt, sich durch den Schornstein herab ließ, und so das Feuer erstickte.

Ohne diese augenblickliche Hülfe wäre die brennende Butter durch den Luftzug auf andere Dächer getragen worden, und hätte dieselben entzündet, wodurch die ganze Stadt hätte abbrennen, und die Bewohner derselben um alle ihre Habe bringen können; und an diesem großen Unglücke wäre *Elisabeth* allein Schuld gewesen, weil sie zerstreuet und unordentlich gewesen ist.

Die Obrigkeit zog sie zur verdienten Strafe.

Argwohn und Ehrenrettung.

Der Tag zur Abreise auf die Güter war von der Gräfinn H o h e n h e i m bestimmt, und vor demselben wurde ein großes Fest im Hause veranstaltet, zu welchem alle Verwandte und Bekannte geladen worden waren. Die Vorbereitungen zu demselben beschäftigten, wie die Gräfinn, so auch die ganze Dienerschaft.

Die Gräfinn schickte einen ihrer Bedienten, hundert Ducaten bey einem Wechsler zu erheben. Er vollzog den Auftrag, und da er diese Summe der Gräfinn, die schon mit dem Empfange der Gäste beschäftigt war, einhändigen wollte, erhielt er die Weisung, die Rolle Ducaten in ihrem Schlafzimmer auf den Pultisch zu legen. Das Fest dauerte

die ganze Nacht hindurch, und erst am Morgen trennten sich die Gäste, vom Tanze ermüdet.

Die Gräfinn findet die Rolle Ducaten nicht.

Abgespannt, und im Saumel von der lärmend zugebrachten Nacht geht auch die Gräfinn zu Bette, als die Strahlen der aufgehenden Sonne schon die spiegelnden Fenster vergoldeten, und sie schlief bis Mittags. Da suchte sie die Rolle Ducaten, und fand sie nicht. Sie ließ den Bedienten kommen, und fragte ihn, ob er sie erhoben habe; denn sie erinnerte sich nicht mehr, daß er ihr dieselbe habe übergeben wollen, und daß er eine andere Weisung von ihr erhalten hatte. Der Bediente versicherte, daß er die Rolle auf den von der Gräfinn bezeichneten Platz hingelegt habe, und daß sie sich finden müßte, weil er zur Vorsicht das Schloß an der Zimmerthür abgelaßen und den Schlüssel zu sich gesteckt, den er der Gräfinn zu Ende des Balles, als sie zu Bette gehen wollte, übergeben, und seitdem das Zimmer nicht betreten habe.

Der Bediente ist im großen Verdachte.

Die Gräfinn war nun in keiner geringen Verlegenheit. Der Bediente war schon zehn Jahre im

Hause, und hatte seine Ehrlichkeit nie verdächtig gemacht. Sie konnte sich nicht erinnern, die Rolle Ducaten in den Händen gehabt zu haben, und doch suchte sie in allen Commoden und Behältnissen mit aller Sorgfalt; aber fruchtlos, sie fand nichts.

Nun forschte die Gräfinn bey der ganzen Dienerschaft nach, ob sie nichts von den Ducaten gesehen hätten, aber vergebens, sie konnte nirgends auf eine Spur kommen. Sie befiehlt Allen im Hause Stillschweigen, und besonders daß sich keiner gegen den Bedienten, auf welchem der Verdacht ruhete, etwas sollte merken lassen. Sie selbst spricht kein Wort mehr davon, indem sie hofft, daß sich die ganze Sache durch einen unvorgesehenen Umstand aufklären werde. Aber das Dienst- Personal konnte den Verdacht, den es gegen den Bedienten heimlich nährte, nicht ganz verbergen; es wich ihm aus, that geheimnißvoll vor ihm, und sah ihn mit scheelen Blicken an. Das kränkte den Mann außerordentlich.

Der Argwohn wird gehoben.

Kurz vor der Abreise suchte die Gräfinn etwas in dem Kästchen, worin ihr kostbarster Schmuck aufbewahrt war, und das sie sehr selten zu eröffnen pflegte, und siehe da! die Rolle Ducaten lag darin. Sie

hatte sie selbst hinein gelegt, als sie, ganz schläfrig und betäubt von dem Lärmen der durchgetanzten Nacht, in ihr Schlafgemach zurück gekommen war, und sie erinnerte sich jetzt wie im Traume daran.

Hoch erfreut über die entdeckte Unschuld des Bedienten läßt sie ihn und die ganze Dienerschaft vorrufen, gesteht ihm, wie sie und Alle einen ungerechten Verdacht auf ihn geworfen hatten, und bittet ihn um Vergebung. Zugleich drückt sie ihm fünfzig Ducaten wohlwollend in die Hand, und theilt voll Vergnügen über die Ehrenrettung ihres treuen Dieners die andere Hälfte unter die übrige Dienerschaft, welche ihrem Mitdiener treuherzig die Hand reichte, und ihn bath, auf sie nicht zu schmolten, daß sie ihm offenbar unrecht gethan hatte.

Der brave Diener aber theilte von seinem Geschenke den Armen mit, und pries Gott, daß er seine Unschuld so bald in's helle Licht gestellt. Alle aber überzeugten sich durch diesen Vorfall, daß der Argwohn oft täuscht, und zu großem Unrechte verleiten kann.

Reichthum, Begehrlichkeit und Lüsterheit.

Ein weiser Mann ging eines Morgens in die Kirche zu bethen. Der Rückweg führte ihn bey der Schule vorüber, wohin eben die Kinder zahlreich gingen. In der Nähe derselben standen zwey Knaben, von denen einer, der Sohn reicher Ältern, der andere aber der Sohn eines armen Tagelöhners war.

Der Arme zog ein Stück schwarzes Brot aus der Tasche, um es zum Frühstück vor der Schule zu verzehren. Da langte der andere eine Dütte voll Zuckerwerk und Rosinen und Mandeln hervor, die er von seiner Mutter zum Naschen auf den Weg zur Schule bekommen hatte.

Lüster sah der arme Knabe zu, wie der andere die Nascherey mit leckerhaftem Munde verkostete, und

das schwarze Brot wollte ihm nicht mehr schmecken. Er bath ihn daher, ihm etwas von dem Zuckerwerke mitzutheilen. »Ich will dir etwas geben,« sagte der Reiche, »wenn du es so wie mein Mops zu Hause machest. Der läßt sich auf die Hinterpfoten nieder, hebt sich in die Höhe, bittet mit den Vorderpfoten, und bellt und heult dabey.«

»Das kann ich auch thun,« entgegnete der Arme, und ließ sich auf die Knie nieder, ahmete die Stellung des Hundes nach, und bellte und heulte, wie der Mops. Der Reiche gab ihm immer nur ein Stückchen, so daß der Arme lange in dieser Stellung bleiben, und bellen und heulen mußte.

Lehre.

Da trat der weise Mann, der immer zugesehen hatte, mit gerechtem Unwillen vor die Knaben hin, und sagte zu dem Armen: »Fühlst du nicht, was Lüfterheit und Begehrlichkeit aus dem Menschen machen? Du würdigst dich bis zu einem Hunde herab; schämst du dich nicht? Wer sich begnügen läßt, lebt mit Wenigem zufrieden; hättest du mit deinem trockenen Brote vorlieb genommen, so würdest du nicht der Hund dieses muthwilligen Reichen geworden seyn. Du hast die Würde des Menschen herab gesetzt und beschämt; lerne dich als Mensch höher achten!«

Dann wandte sich der Weise zu dem Reichen und sprach: »Du fühlst es, daß deine Ältern wohlhabend sind: aber Reichthum ist ein vergänglichendes Gut; ein Tag, ja eine Stunde kann dir Alles rauben und dich ärmer als diesen Knaben machen. Sieh, auf was du hochmüthig bist, und wie du den armen Knaben vor dir bis zum Hunde herab gewürdiget hast! Heißt das den Nächsten wie sich selbst lieben? Hast du mehr als Andere, so theile Anderen, die weniger haben, wohlwollend und aus gutem Herzen mit, damit du dir Freunde erwerbtest; achte aber auch in dem Ärmsten die Würde des Menschen, und kränke ihn nicht durch deine Wohlthat.«



Armuth und Wohlthätigkeit.

Es war Jahrmakkt in dem Flecken Traubenheim, zu welchem die Krämer aus allen Gegenden mit ihrem Krame eilten, um einige Gulden zu verdienen. Auch mehrere Kaufleute begaben sich mit ihren Waaren dahin.

Der kleine Martin, ein freundlicher Knabe von zehn Jahren, fand sich auch mit seiner Schuhwiche und seinen Bürsten dort ein. Er war von der Stadt aus drey Stunden weit dahin gegangen, und hatte seinen Vater, der mit Stiefel- und Kleiderpußen kümmerlich den Unterhalt gewann, zu Hause krank verlassen. Durch acht Wochen war der arme Mann nicht aus dem Bette gekommen, und die Noth war im Hause so groß, daß Martin und seine Schwester Eva manchen Tag nicht genug schwarzes

Brot hatten. Ihre Mutter hatten sie schon vor sechs Jahren verloren.

Der Knabe hoffte auf dem Jahrmarkte einige Groschen mit Stiefel- und Schuhpußen zu verdienen, und auch einige Gläschen Schuhwische zu verkaufen; aber er täuschte sich. Die Bauern, welche zum Jahrmarkte kamen, achteten den Schmutz und Staub auf ihren Stiefeln nicht, und lachten über die Einfalt des Knaben, der immer »Stiefelpußen und kauft Schuhwisch! rief, und meinte, daß man auf dem Lande auch immer so nett um die Füße seyn müsse, wie in der Stadt. Seine Schuhwische konnte hier niemand brauchen, so wohlfeil er sie anboth.

Martin löset kein Geld.

So durchstrich der arme Martin mehrere Male den ganzen Markt, und konnte keinen Kreuzer verdienen. Oft mußte er, wenn er seine Dienste und seine Waare anboth, noch dazu harte Worte und Spott hören, und man sagte ihm oft mit barscher Stimme: »Pack dich fort mit deiner Waare; solch einen Bettel brauchen wir Bauern nicht.« Das schmerzte den Knaben, daß er sich bey aller seiner Mühe in seinen Erwartungen so sehr getäuscht hatte. Dazu kam noch der Hunger, der ihn bitter quälte; denn

er hatte außer dem Stückchen Brot, mit dem er von Hause wegging, noch nichts über die Lippen gebracht, und er hatte auch keinen Kreuzer Geld, um sich Brot zu kaufen.

Martia kommt in's Wirthshaus.

Er gab noch nicht alle Hoffnung auf, und wandte bethend seinen Blick gen Himmel, daß ihm Gott Käufer senden möchte, damit er wenigstens sich Brot, um seinen Hunger zu stillen, kaufen könnte. Er ging traurig und hungrig umher, und kam zu einem Wirthshause. Er trat ein und fand die Thür zur Gaststube offen. Er trat hinein: aber außer einem wohlgekleideten Jünglinge war niemand darin. Dieser saß, den Kopf auf den Arm gestützt, nachdenkend da, und hatte eine Flasche Bier und zwey Semmeln vor sich. Er schien den Knaben gar nicht zu bemerken, so sehr war er in Gedanken vertieft.

Martin trat vor ihn, und both sich an, ihm die Stiefel zu puken, oder wenn er lieber wollte, möchte er ihm ein Fläschgen Schuhwichse abkaufen. Der Knabe that dieses auf eine so wehmüthige Art, daß der Jüngling zum Mitleiden bewegt wurde.

Mit freundlicher und theilnehmender Miene sagte der Jüngling, daß er wohl keine gepukten Stiefel

41
jetzt brauche, weil er gleich den Rückweg nach der Stadt antreten wollte, und daß er auch keine Schuhwische kaufen könne, weil er zu Hause einen guten Vorrath habe.

Martin erregt Mitleiden.

Da seufzte der Knabe tief auf, und sagte: »Ach Gott! so kann ich heute gar keinen Kreuzer verdienen, um Brot zu kaufen, und ein Strohlager mir zu bezahlen. Ich werde vor Hunger verschmachten müssen, und mein armer kranker Vater zu Hause wird vergebens auf die kleine Aushülfe warten, die ich ihm zu bringen hoffte!« Der Knabe wendete sich seitwärts, seine Augen waren mit Thränen gefüllt, und er wollte fortgehen.

Der Jüngling ward gerührt. »So hast du, armer Knabe,« sprach er »heute noch gar nichts verdient. Das thut mir leid. Ich kann dir zwar auch nicht viel helfen. Ich hoffte hier Leute aus meinem Geburtsorte zu finden, die mir von meinem Vater Geld bringen sollten; aber ich bin umsonst aus der Stadt hierher gegangen. Ich habe heute selbst wenig, aber dieses Wenige will ich mit dir theilen.

Da schenkte er dem Knaben ein Glas Bier ein, und gab ihm eine daneben liegende Semmel. Das

schmeckte dem armen Martin, der nach einer La-
bung lechzte!

Martin findet einen Helfer.

Der frische Trunk Bier und die köstliche weiße
Semmel erquickten den hungrigen und müden Kna-
ben, und machten ihn zutraulich gegen seinen Wohl-
thäter, der ein Vergnügen daran hatte, daß es sich
der Knabe so wohl geschehen ließ.

Martin klagte dem guten Jünglinge recht von
Herzen seine Noth; denn das ungewohnte Bier hatte
seine Zunge recht gelöst. Besonders jammerte er,
daß er nicht wisse, wo er die Nacht zubringen sollte,
weil er schon so müde sey, daß er jetzt, da es schon
Abend würde, den weiten Weg nach der Stadt nicht
machen könne, und auch keinen Kreuzer Geld habe,
um sich eine Nachtherberge zu bezahlen.

Da griff der Jüngling in die Tasche, und über-
zählte das wenige Geld, was er noch hatte. Er zog
sechs Sechser heraus; das war seine ganze Bar-
schaft.

»Nun wollen wir mit einander theilen,« sagte der
Jüngling recht gutherzig zu Martin: »drey Sech-
ser brauche ich, um das Bier und die Semmeln zu

bezahlen: einen behalte ich für den Rückweg, und zwey erhältst du; einen um Brot zum Nachtessen und ein Strohlager zu bezahlen: den andern bringst du deinem Vater. Treffe ich dich einst in der Stadt, so werde ich mehr für dich thun, wenn meine Casse in besserem Zustande ist.«

Martin sträubt sich gegen die Wohlthat.

Das wollte nun Martin durchaus nicht geschehen lassen. »Sie geben mir mehr, als Sie für sich behalten,« sagte er: »ich kann nichts mehr von Ihnen annehmen, da Sie mich schon mit Bier und Semmel gelabet haben. Sie brauchen das Geld vielleicht heute noch auf dem Rückwege. Ich kann auch einen gutherzigen Nachbar im Orte um Nachtherberge ansprechen, die er mir umsonst gibt, und Hunger leiden thut mir nicht mehr so wehe, da ich es schon gewohnt bin. Wenn ich ja die zwey Sechser behalten soll, so müssen Sie ein Gläschen Schuwichse dafür annehmen!«

Da half aber kein Sträuben. Der edle Jüngling legte die zwey Sechser auf den Tisch, und eilte wonnelächelnd bey der Thür hinaus, indem er dem Knaben zum Abschiede zurief: »Lebe wohl, guter Junge und baue in deiner Armuth auf Gott, er wird dir immer helfen. Vielleicht sehen wir uns bald wieder!«

Der Knabe blieb wie versteinert stehen. Thränen des Dankes traten ihm in die Augen, und er blickte die Wohlthat des Jünglings segnend, gen Himmel, Armuth und Edelsinn.

Dieses alles hatte Urban, ein eilfjähriger Knabe, mit angehört. Er war eben vom Regelaufsetzen aus dem Garten gekommen, und auf der Thürschwelle stehen geblieben. Es wurde ihm warm um's Herz, und es drängte ihn. Er schüttelte die verdienten Kreuzer im Sacke hin und her.

Er ging auf Martin zu. »He Kleiner,« sagte er, »es muß dich nicht verdrießen, was ich zu dir jetzt im Vertrauen spreche. Du scheinst mir ein recht armer aber guter Junge zu seyn.«

Martin sah ihn mit großen Augen an, daß er ihn einen recht armen Knaben nannte, und er noch schlechter gekleidet war, indem er außer einem sehr abgetragenen Hemde und Beinkleide nichts am Leibe hatte.

»Sieh,« fuhr Urban fort, du dauerst mich, da du zu Hause einen kranken Vater, eine hungrige Schwester, und du selbst nichts zu nagen und zu beißen hast. So schlimm geht es mir nicht; ich habe

zwar keine Ältern und keine Geschwister, und bin bey meiner alten Großmutter; aber Hunger leiden darf ich nie. Ich verdiene mir sogar alle Feyerabende und Sonntage hier im Garten ein hübsches Cüm- chen durch Kegelauffsetzen, das ich freylich meiner Großmutter bringen muß; aber sie gibt mir jedes Mahl einen oder ein paar Kreuzer davon, und das ist mein Eigenthum, mit dem ich machen kann, was ich will.«

Hier zog Urban sechs Kreuzer aus der linken Tasche des Beinkleides heraus. »Siehst du, Mar- tin,« fuhr er fort, »dieses alles gehört mein, und jetzt — gehört es dein.«

Mit diesen Worten warf er das Geld dem Martin in den Hut, und sprang schneller als ein Hirsch bey der Thür hinaus.

Weshalb er nicht mehr gesehen wird, ist nicht bekannt.

Die fromme Spinnerinn.

In einer einsamen Hütte auf einem Abhange des Riesengebirges wohnte in stiller Eingezogenheit eine arme Witwe mit ihrer zwölfjährigen Tochter *Bertha*, zwar dürftig aber zufrieden im Vertrauen auf Gott. Zwey Ziegen waren ihr Reichthum, ein kleines Erdäpfelfeld ihr Gut; den übrigen Unterhalt verschafften sie sich durch Flachsspinnen, und durch Sammeln der Erdbeeren, Heidelbeeren, der Schwämme und nützlichen Kräuter, welche *Bertha* in die Stadt zum Verkaufe trug; denn die Mutter konnte schon lange nicht mehr den weiten Weg in die Stadt machen, weil sie an Gichtschmerzen, besonders in den Füßen, litt.

Bertha war eine recht gute und fromme Tochter, welche wegen ihrer sanften Gemüthsart, Ein-

gezogenheit und Gottesfurcht von jedermann geachtet und geliebt wurde. Die kindliche Liebe gegen die Mutter leuchtete aus allen ihren Handlungen hervor. Am frühesten Morgen war sie bey der Arbeit, und hielt bey derselben mit aller Lust und Freude an, bis die Sonne unterging; denn es galt für ihre geliebte Mutter, für welche sie sich um so mehr anstrengen mußte, als diese durch die Gichtschmerzen immer schwächer wurde, und nicht lange bey der Spindel ausdauern konnte, indem sich das schmerzliche Übel auch in die Hände zog.

Die Mutter hätte in ihrer Armuth und in ihrem Leiden oft verzweifeln müssen, wenn sie nicht das feste Vertrauen auf Gott gesetzt hätte, daß er sie durch die fleißigen Hände der guten Tochter so weit segnen werde, daß sie nicht vor Armuth und Noth werde verschmachten müssen.

Wenn nun die Mutter laut zum Himmel um Segen für ihre Tochter flehete, da liefen der guten Bertha die Thränen über die Wangen, ihre unermüdete Hand drehete das Fädchen an der Spindel so fein als es nur möglich war, und schweigend erhob sie ihr Herz zu dem Allmächtigen im frommen Gebethe, daß er ihre Kräfte und ihren guten Willen

stärken möchte, um so viel verdienen zu können, daß ihre Mutter nie Noth leiden dürfte..

Bertha geht nach der Stadt.

Eine große Strähne Garn war durch ihre Hand gesponnen, und viel feiner als gewöhnlich. Von demselben versprach sich Bertha einen artigen Gewinn, und sie schickte sich an, dieselbe nach der Stadt zum Verkaufe zu tragen. Es war im ersten Frühjahre, wo die gäh eingefallene laue Witterung und ein heftiger Regen den Schnee auf den Gebirgen schnell geschmolzen hatte, so daß alle Bergwässer und Bäche hoch angeschwollen waren, in der Ebene über nahe gelegene Felder und Wiesen Wege sich bahnten, und mehrere Straßen und Fußsteige unzugänglich machten.

Alles dieses konnte Bertha nicht von dem Gange nach der Stadt abhalten. Die Mutter warnte sie treuherzig, wegen des reißenden Baches auf der Huth zu seyn, der schon zu einem Strome angewachsen, und über Brücken und Stege bereits gedrungen war. Aber Bertha hatte nur das Geld im Auge, das sie aus dem Garne für die Mutter lösen sollte, und sagte unbesorgt und muthig zur Mutter, daß sie den Weg genau kenne, und den reißenden Bergwässern schon behutsam ausweichen wollte. Der Steg

sey ja breit und hoch, und daher nicht zu verfehlen.
 »Macht euch meinetwegen keinen Kummer, liebe Mutter,« sagte sie, »Gott wird mich behüten, daß ich glücklich an Ort und Stelle und wieder zurück komme.«

Bertha scheuet keine Gefahr.

Muthig und schnell schritt Bertha auf dem Wege zur Stadt fort auf bekannten Fußsteigen, welche der Bach noch nicht erreicht hatte. Endlich hörte sie das Wasser rauschen. Der hoch angelaufene Wildbach wälzte brausend die schäumigen Fluthen im weit ausgedehnten Bette dahin, und ergoß sich über niedrig liegende Wiesen und Felder. Über denselben mußte sie setzen, wenn sie nach der Stadt wollte. Noch ragte der Steg über den Fluthen hervor, aber wo er anfing und aufhörte, war Wasser.

Muthig ergriff Bertha einen Stab, um die Tiefe zu ergründen, schürzte sich auf, und watete nicht ohne Besorgniß zu dem Stege hin, den schon hoch laufende Wellen bespühlten. Sie sah nur immer vor sich hin, und gelangte glücklich über den Steg, und endlich, nachdem sie wieder eine Strecke durch seichtes Wasser gewatet war, auf trocknen Weg, der gerade nach der Stadt führte.

Da ward ihr leichter um's Herz; denn bey allem ihren Muthe hatte sie doch Angst ausgestanden, als die Fluthen unter ihren Füßen sich hinwälzten, große Klöße antrieben, welche den Steg mit jedem Augenblicke zu zerstören droheten. Sie eilte nun munteren Sinnes gegen die Stadt zu, und überdachte die Gefahren, denen sie eben entgangen war.

Ein großer Verlust.

In solche Gedanken vertieft, langte sie in der Stadt an, und wollte das Garn aus dem Körbchen nehmen, das an ihrem Arme hing. Aber Welch ein Schrecken befiel das Mädchen, als sie hinein blickte, und es leer fand! Sie traute kaum ihren Augen, schlug dann die Hände jammervoll über ihrem Haupte zusammen, und schrie laut auf: »Gott erbarme sich meiner, das Garn ist verloren, und mit demselben der Verdienst eines ganzen Monathes! Ach meine arme Mutter! Wie wird es uns gehen, da ich so unvorsichtig war, und auf das nicht Acht hatte, wofür wir Brot auf lange Zeit bekommen sollten.« Sie lief den Weg, den sie gekommen war, zurück, suchte und fragte jeden Entgegenkommenden; aber von dem Garne war nichts zu entdecken.

Frommes Gebeth.

Da ging sie jammernd in die Stadt zurück. Vom Schrecken und Kummer ganz betäubt sank sie an den Stufen eines Kreuzbildes nieder, das mit einem Geländer eingefaßt war, um welches vier Linden standen, und weinte so tief und schmerzlich, als wollte sie ganz in Thränen und Jammer zerfließen. Sie wußte sich nicht zu rathen und zu helfen.

Mehrere Vorübergehende sahen das jammernde Mädchen, aber niemand fand es der Mühe werth, sie um die Ursache ihres Weheklagens und Jammers zu fragen.

Da faßte sich endlich die arme Bertha, warf sich vor dem Kreuzbilde auf die Knie nieder und betete: Gütiger Gott, erbarme dich eines armen Kindes, welches durch seine Unvorsichtigkeit seine schwache kranke Mutter um ein Gut gebracht hat, von dem sie längere Zeit hätte leben können. Erleuchte das Herz desjenigen, der es gefunden hat, daß er es für Unrecht halte, fremdes Gut zurück zu behalten, und bewege ihn, daß er es wieder zurück gibt. Du hast mich Arme durch Kummer und Schrecken gezüchtigt; sey mir gnädig, und verhilf mir zu dem was ich verloren habe!

Bertha wird getröstet.

Als Bertha so bethete, trat ein Jägerbursche zu ihr hin, und fragte, warum sie so ängstlich weine. Es war der erste, der mit mitleidsvollem Blicke das Mädchen ansah. Schluchzend erhob Bertha die Hände wieder gen Himmel, und klagte dem wohlwollenden Jünglinge, daß sie so unglücklich gewesen sey, eine Strähne Garn, woran sie und ihre Mutter einen Monath lang mit aller Anstrengung gesponnen hatten, zu verlieren.

Da zog der brave Jägerbursch die Strähne, noch vom Wasser ganz durchnäßt, aus seiner Waidtasche hervor, und fragte sie, ob vielleicht dieses Garn ihr verlornes Gut sey.

Bertha bejahete es, und wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Willig händigte der Jägerbursche das Garn ein, und sagte, daß er es an einer Staude, im Wasser hangend, unterhalb des Steges entdeckt, und aufgefangen habe.

Bertha hatte es aus dem Korbe vermuthlich verloren, als sie über den Steg schritt und die Wasfergefahr erwägend, auf das Garn gar nicht dachte. Die Fluthen hatten es abwärts getragen, bis es an

der Staupe hängen blieb, wo es der Jägerbursch entdeckte.

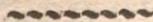
V e r s u ß .

Ueber dieser Erzählung waren mehrere Menschen zusammen gekommen, unter welchen es mitleidige Seelen gab. Alle lobten den Jägerburschen, daß er ehrlich das gefundene Gut der Eigenthümerinn zurück gegeben habe. Die anwesenden Frauen hatten Mitleiden mit Bertha, daß sie so viel Angst und Kummer gehabt habe, und als sie hörten, daß Bertha hauptsächlich wegen ihrer armen gebrechlichen Mutter so schmerzlich bejammert hatte, war gleich eine da, welche ihr das Garn aus Mitleid sehr gut bezahlte, und die andern gaben ihr Geschenke und ermunterten sie, ihrer Mutter immer mit kindlicher Liebe sorgfältig zu pflegen.

So reich war Bertha noch nie von der Stadt weggegangen, und das Vergnügen, daß sie ihrer Mutter eine beträchtliche Unterstützung nach Hause bringen konnte, bestügelte ihre Schritte.

Das Wasser des Wildbaches hatte sich größten Theils verlaufen, und der Rückweg war nicht mehr gefährlich.

Die Mutter stand schon besorgt an der Thür der Hütte, weil Vertha so lange ausgeblieben war. Flüchtig erzählte ihr die Tochter, was ihr begegnet war, und zeigte den Schas, den sie nach Hause brachte. Sie fielen dann beyde auf die Knie, und dankten Gott im stillen Gebethe, daß er ihnen so wunderbar geholfen und das Leiden und den Jammer der guten Tochter in die lauterste Freude verwandelt hatte.



Leiden bessern den rohesten Menschen.

Lowe war der einzige Sohn eines Zimmermanns, der im Hafen von Calais arbeitete, und dieses war eben für den Knaben verderblich, weil ihn Vater und Mutter zu sehr liebten, seine Fehler übersahen und ihm in Allem freyen Willen ließen. Dadurch wurde er eigensinnig, halsstarrig, unverträglich und zänfisch. Schon im Knabenalter hatte er immerfort Zank mit seinen Gespielen; er wollte überall herrschen. Alles sollte nach seinem Kopfe gehen, und nie wollte er sich nach dem Willen eines Andern fügen, oder fremdem Rathe folgen. Daher floh jeder Knabe seinen Umgang, und wo er sich einfand, war es um alles Vergnügen geschehen. Wegen Schlägerey und ausgelassenen Muthwillen, wodurch er die Vergnügungen anderer störte, wurde oft schon über den zehnjährigen Lowe geklagt; aber sein Vater, selbst ein

roher unbeugjamer Mann, lächelte zu diesen Klagen und sagte, daß sein Sohn nur viel Feuer habe; welches ihn eben zu einem Seemanne ganz geeignet mache.

Lowe wird Soldat.

So wuchs Lowe wild und unbändig heran, und jetzt, da der Sohn schon dem Vater und der Mutter Trotz both, und in keinem Falle sich nach ihrem Willen fügte, sahen sie erst ein, was sie aus ihrem vielgeliebten Söhnchen gezogen hatten, und wollten Strenge gegen ihn gebrauchen; aber es war zu spät. Der ungehorsame Sohn lief davon, und ließ sich als Seesoldat anwerben.

Aber in dem Soldatenstande konnte er am wenigsten seinen Willen durchsetzen, und mußte immer den Befehlen seiner Vorgesetzten gehorchen, und wo er es nicht that, zwang man ihn mit Strenge dazu. Es verging kein Monath, wo nicht Lowe wegen Ungehorsam und Widersetzlichkeit, auch wegen Zänkereyen und Raufhändel, empfindlich gestraft wurde.

Diese Züchtigungen besserten aber den unbändigen und trotigen jungen Mann nur so lange, als er von der Strafe noch einigen Schmerz empfand; dann aber verfiel er wieder in seine vorige Rohheit,

fluchte auf seine Vorgesetzten, und wurde endlich so erbost gegen dieselben, daß er drohete, sich an ihnen zu rächen, wo sich eine schickliche Gelegenheit darbiethen würde.

Lowe erhält einen strengen Vorgesetzten.

Um ihn weniger schädlich zu machen, und ihn unter strenger Aufsicht zu halten, wurde er auf ein Schiff gegeben, welches nach den Süd-Inseln segelte. Der Capitän, welcher dieses Schiff befehligte, war ein sehr braver See-Officier, aber auch ein sehr strenger Mann, der pünktlichen Gehorsam forderte, und sehr genau auf Ordnung hielt.

Er ließ sich den unbändigen Soldaten vorstellen, und sagte ihm im ernstestn Tone, was er von ihm zu erwarten habe, wenn er sich das Geringste auf dem Schiffe zu Schulden kommen ließe. Er zählte ihm alle die Mittel her, die ihm zu Gebote stünden, um ihn zum Gehorsame und zur Verträglichkeit zu zwingen.

Der junge Mann stuzte, und sah wohl ein, daß mit dem Capitän kein Scherz zu machen sey, und war auf seiner Huth. Aber bald kehrte die alte Gewohnheit zurück, und Lowe erdreistete sich, mit einem Unter-Officier Handel anzufangen. Der Proceß

war kurz gemacht. Lowe wurde an den Mastbaum gebunden, und tüchtig mit Schiffsseilen durchgepeitscht.

Lowe biethet Trost.

Da hatte er nun auf längere Zeit genug, und durch acht Tage konnte er sich weder regen noch bewegen, so sehr schmerzte ihn der Rücken. Doch diese Strafe war nicht empfindlich genug; er sann vielmehr auf Rache gegen den Unter-Officier, der ihn verklagt hatte, und lief einst wie von ungefähr so derb an ihn an, daß er ihn bald in die See gestürzt hätte.

Der Capitain, der wohl einsah, daß dieses aus Trost geschehen sey, glaubte mit Lowe sehr streng verfahren zu müssen. Er ließ ihn mit dem Schiffsseile unter dem Schiffe durchziehen, welches eine der größten und empfindlichsten Strafen für die Matrosen und Seesoldaten ist.

Diese Strafe statt Lowe zu bessern, fachte das Rachgefühl dieses rohen Menschen noch mehr an, und er beschloß, den Capitain für die über ihn verhängte Strafe zu züchtigen, auch wenn es ihm das Leben kosten sollte.

Als ihn der Capitain einige Zeit darauf wegen

eines Vergehens wieder zur Rede stellte , widersprach Lowe trotzig , und zog zuletzt den Säbel gegen ihn.

Er würde einen Hieb auf den Capitän geführt haben , wenn nicht die neben stehenden Soldaten ihn verhindert hätten.

Lowe's Strafe.

Auf ein solches Verbrechen war die Todesstrafe fest gesetzt. Der Capitän aber, ein eben so menschenfreundlicher als strenger Mann, wollte nicht, daß Lowe, weil er sich gegen seine Person vergangen hatte, nach dem Gesetze mit dem Tode bestraft werden sollte. Er ließ ihn in Ketten legen, und sehr scharf bewachen, bis sie in die Gegend der Süd-Inseln gelangten.

Dort sollte Lowe auf eine ganz unbewohnte Insel ausgesetzt werden, damit er, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, und sich allein überlassen, fühlete, wie nothwendig die Hülfe anderer Menschen sey, und wie sehr man sich an dem Nebenmenschen versündige, wenn man ihn nicht liebet und achtet, und ihn mit Rohheit und Eigensinn behandelst.

Hier konnte Lowe alles nach seinem Willen thun, hier hatte er nicht nöthig, Anderer Befehle zu vollziehen; hier hatte er keinen Vorgesetzten und keinen Widersager; hier war er allein und immer allein! wenn man nicht etwa die in der Freiheit lebenden und die wilden Thiere zu seiner Gesellschaft zählen wollte.

Lowe wird mit dem Nöthigen versehen.

Lowe war bestürzt, als er sein Urtheil hörte; denn er stellte sich im Gedanken alle die Drangsale und Gefahren vor, die er auf der unbewohnten und vielleicht auch unfruchtbaren Insel werde zu erdulden haben. Doch der menschenfreundliche Capitän wollte ihn nur für seine begangenen Verbrechen büßen, aber nicht ganz verschmachten lassen. Er wollte ihm Zeit und Gelegenheit geben, über sich nachzudenken und seine Fehler zu verbessern.

Der Capitän ließ ihm die zum Anbaue der Insel und zu den nöthigen Handarbeiten erforderlichen Geräthe und Werkzeuge auf der Insel zurück. Er gab ihm ein Feueergewehr, Pulver und Bley, um die Raubthiere zu verscheuchen und eßbare Thiere zu erlangen. Er ließ für Lowe einen Vorrath von Lebensmitteln auf einige Monathe, Erdäpfel und Sämereyen zum Anbaue für seine Nahrung auf die In-

sel bringen, und ihn dann auf dieselbe aussetzen. Das Schiff segelte dann weiter.

Nachtlager und Arbeit des ersten Tages.

Schon in der ersten Nacht fühlte Lowe seinen elenden Zustand, in welchen er sich befand. Da er befürchtete, daß die Insel vielleicht von reißenden Thieren oder gar von Menschenfressern bewohnt sey, so wußte er nicht, wo er ohne Gefahr sein Nachtlager aufschlagen sollte. Bald aber erkannte er die gütige Vorsorge des Capitäns mit Dank an, indem er den Blick auf die Hängematte warf, die ihm der Capitän zurück gelassen hatte. Er kletterte auf einen Baum, band sie an einen dicken Ast, und legte sich in dieselbe, wo er gefahrlos und ruhig schlafen konnte.

Am folgenden Morgen durchsuchte er die Lebensmittel, die man ihm auf die Insel mitgegeben hatte, und er fand, daß sie bey aller Sparsamkeit nur auf drey bis vier Monathe hinreichen würden, und sorgfältig verwahrt werden mußten.

Es fiel ihm auch ein, daß er einen Platz haben, wo er gegen Regen und Ungewitter geschützt wäre, und daß er sich eine Hütte bauen mußte.

Dieses war die Arbeit des ersten Tages. Er hatte wohl eine Säge und ein Beil, aber die Arbeit wollte ihm nicht gelingen; allenthalben sah er, daß er fremde Hülfe bedürfe, um das Werk bald zu vollenden; aber diese konnte er nicht haben; er mußte also sich bemühen, alles allein zu machen.

Er arbeitete, daß ihm die Schweißtropfen über die Stirne liefen, und er hatte keinen Schluck Wasser, um sich zu laben. Der Durst quälte ihn fürchterlich, und er war gezwungen, weit herum zu gehen, bis er eine Quelle fand, wo er seinen Durst stillen konnte.

Aber da hatte er wieder vergessen, ein Gefäß mitzunehmen, um in demselben einen Vorrath an Wasser zu seiner Hütte zu tragen. Er mußte zu derselben zurück kehren, um Wasser in einem Topfe für den künftigen Bedarf zu der kaum halb vollendeten Hütte zu tragen.

Wie erfreut war er, daß er einen Topf zu diesem Zwecke hatte, und er dachte dankbar an den Capitän, der ihm dieses Gefäß vorsichtig zurück gelassen hatte.

Lowe erkennt seinen Fehler.

Die Hütte, die er sich aus Baumstäben und Reisern baute, stand endlich vollendet da. Wohl hundert Mahl hatte er bey Erbauung derselben gewünscht, daß ihm nur eine Person helfen möchte; denn manche Arbeit konnte er allein kaum zu Stande bringen, und schon jetzt sah er ein, wie er sich ehemahls durch Eigensinn, Ungehorsam und Unverträglichkeit an Andern versündigt habe. Wie er durch diese sträflichen Eigenschaften ehemahls Alle von sich entfernt hatte, so wünschte er jetzt nur einen Gefährten zu haben, der ihm hülfreiche Hand leisten könnte.

Kaum war die Hütte vollendet, so brachte er Alles, was ihm der Capitän zurückgelassen hatte, in dieselbe. Da er den geringen Vorrath an Lebensmitteln übersah, mußte er zuerst bedacht seyn, sich für die künftige Zeit Nahrung zu verschaffen. Er wollte die Erdäpfel und den Samen, den man ihm zurückgelassen hatte, anbauen, um neue Früchte zur Nahrung zu gewinnen, und die Insel durchwandern, um einige eßbare Früchte und Gewächse zu entdecken.

Eine unglückliche Wanderung.

Die erste Wanderung brachte ihn in große Verlegenheit; denn er verirrte sich in den dichten Wäldern der Insel, und fand den Rückweg nicht. Die erste Nacht mußte er aus Furcht vor den wilden Thieren wie ein Vogel auf einem Baumaste zubringen, und am folgenden Morgen war auch das Zwieback, das er sich zur Nahrung mitgenommen hatte, aufgezehrt.

Hunger und Durst quälten ihn; er war von dem weiten Wege und dem unbequemen Nachtlager ganz abgemattet, und konnte seine Hütte nicht finden. So irrte er auch noch diesen Tag herum; seine einzige Nahrung war ein Vogel, den er geschossen und am Feuer gebraten hatte.

So we jammerte nun erbärmlich, und befürchtete, daß er in dieser Wildniß vor Mattigkeit und Mangel an Nahrung werde verschmachten müssen; und er schmolte in Gedanken auf den Capitän, daß er ihn nicht auf dem Schiffe habe hinrichten lassen, wodurch er allen diesen Drangsalen entgangen wäre.

Die Noth lehrt bethen.

Da er solchen verzweiflungsvollen Gedanken nachhing, flog vor ihm ein Raubvogel mit einer Schlange im Schnabel auf. Da wurde es heiter in seiner Seele: »Herr und Gott!« sagte er bey sich selbst, du speisest die Vögel in der Luft, du wirst auch mich nicht verhungern lassen, wenn ich mich auch an dir und meinen Nebenmenschen schwer versündigt habe. Habe Mitleiden mit mir armen Sünder, und stehe mir in meiner Noth bey.«

So hatte Lowe lange nicht gebethet; denn er war ein gottvergessener, gottloser Mensch gewesen; aber eben dieses herzliche Gebeth erfüllte ihn mit Vertrauen auf den allmächtigen Helfer, gab ihm Muth und Kraft. Er ging weiter, und fand — eine Kokus - Palme, unter welcher reife Früchte lagen, die er begierig aufas, und mit Dank gegen Gott verzehrte.

Von dieser erquickenden Nahrung gestärkt, setzte er durch dichte Wälder und Gebüsche seinen Weg weiter fort, fand mehrere solche Fruchtbäume, gelangte an den Saum des Waldes und endlich zu seiner Hütte.

Jetzt dankte L o w e Gott, der ihn nicht nur wunderbar gesättigt, sondern auch aus der Wildniß zu seiner Hütte geleitet hatte, und von nun an ward L o w e ein gottesfürchtiger Mensch, der Alles mit Gott anfang, und sich seiner Leitung vertrauensvoll überließ.

Lowe kommt zur Neue.

Seine erste Arbeit war nun der Anbau der Erdäpfel und des Samens, um Nahrung für die Zukunft zu gewinnen. Schwer kam ihm diese ungewohnte Arbeit an, und er sehnte sich nach einem Gehülfen; aber umsonst, er mußte sie allein verrichten und ausharren.

Jetzt hatte er in seiner Einsamkeit Zeit, nachzudenken, wie er sich ehemahls an seinen Ältern, an seinen Gespielen, an seinen Vorgesetzten und an anderen Menschen vergangen habe, und sein Herz wurde mit bitterer Neue erfüllt. Er gelobte, wenn er je in die menschliche Gesellschaft wieder zurückkehren sollte, friedfertig, verträglich und gefällig zu seyn. Doch sein Wunsch wurde lange nicht erfüllt.

Zwar gewöhnte sich L o w e allmählich an Arbeit; besonders pflegte er mit aller Sorgfalt sein Feld, und sein Fleiß wurde so sehr belohnt, das er schon

nach drey Monaten einen reichen Vorrath an Erdäpfeln erntete, und seine Feldfrüchte reifen sah. Der Capitän hatte ihm eine Handmühle zurück gelassen, mit welcher er sein geerntetes Getreide mahlen konnte.

Lowe sehnt sich nach Gesellschaft.

Vor Hunger war Lowe nun geschüßt; sein Feld lieferte ihm Nahrung, von den Cocus-Palmen erhielt er immer einige Nüsse, mit der Flinte konnte er sich einen Vogel zum Braten erlegen; er hatte Netz und Angel, um sich Fische zu fangen; das Meer lieferte ihm auch Aустern und manches Mahl eine Schildkröte, aber nur eines mangelte ihm, was er so sehr wünschte, und um was er Gott täglich bath — ein Mensch, mit dem er sprechen, Freude und Leid theilen, durch dessen Umgang und Hülfe ihm das Leben angenehm werden könnte.

Lowe's Wunsch wird erfüllt.

Zwey Jahre waren verflossen, und Lowe hatte sich an Arbeit und nützliche Thätigkeit gewöhnt, er hatte bethen und Gott vertrauen, er hatte einsehen gelernt, was der Mensch ohne menschliche Gesellschaft und Hülfe ist, und wie freudenleer das Leben ohne Umgang mit andern Menschen dahin fließt;

er hatte die Menschen achten und lieben gelernt , und hegte keinen sehnlichern Wunsch, als wieder einmahl einen Menschen zu sehen.

Da langte der Capitän mit seinem Schiffe wieder in der Gegend der Insel an, und schickte ein Both mit vertrauten Leuten nach der Insel, um nachzuforschen, was aus Lowe geworden sey.

Dieser hatte kaum die Abgesandten gesehen, als er ihnen zu Füßen fiel, und sie flehentlich bath, ihn auf das Schiff zu nehmen. Er versprach den willigsten Gehorsam, und die angestrengteste Thätigkeit; er erboth sich alle, auch die niedrigsten Dienste auf dem Schiffe zu leisten, wenn er nur wieder in menschliche Gesellschaft käme.

Die Abgesandten hatten keinen Auftrag, Lowe in's Both zu nehmen; sie sahen aber ein, daß er ganz gebessert sey und versprachen, ein Vorwort für ihn bey dem Capitän einzulegen.

Dieser menschenfreundliche Officier hatte nur den jungen Mann bessern wollen, als er ihn auf die Insel aussetzte, und da er jetzt seinen Zweck erreicht sah, nahm er ihn in das Schiff auf; er bedeutete ihm aber, daß er die größte Strenge gegen ihn brau-

chen würde, wenn er je wieder in seine vorigen Fehler verfiel.

Aber Lowe war nun ein ganz anderer Mensch; die Leiden hatten ihn gebessert: durch Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Verträglichkeit und pünctlichen Gehorsam zeichnete er sich allenthalben aus, und wenn er einen jungen Menschen sah, der sich einen von den Fehlern zu Schulden kommen ließ, die Lowe so viel Leiden verursacht hatten, so erzählte er ihm zur Warnung seine Geschichte.



I n h a l t.

	Seite.
Gottes waltende Vaterhand	3
Lottchen und ihre Haushiere	22
Folgen der Unordnung und Zerstreuung	28
Argwohn und Ehrenrettung	31
Reichthum, Begehrlichkeit und Lüsterheit	35
Armuth und Wohlthätigkeit	38
Die fromme Spinnerinn	46
Leiden bessern den rohesten Menschen	55

In dieser Verlags-Handlung ist noch ferner zu
haben:

(Die Preise sind in Wiener-Währung.)

- Chimani, Leopold, anmuthige Geschichten für Kinder zur
Beredlung des Herzens. Mit 1 Titeltkupf. 823. geb. 45 Kr.
- — Beyspiel und Lehre. Ein Lesebüchlein für Kinder
zur Bildung und Unterhaltung. Mit 1 Titeltkupfer,
823. 45 Kr.
- Spiecker, die glücklichen Kinder. Ein Geschenk für gute
Söhne und Töchter. 2 Bändchen. 12. Wien 822. mit
Kupfer, niedlich steif gebunden 3 fl.
- Mattulik, Carl, nützliche und lehrreiche Unterhaltungs-
blätter; als Verstandes- und Gedächtnißübungen. Ent-
haltend auserlesene Geschichten, Erzählungen, Fabeln
und Gespräche. Zu Vorträgen bey öffentlichen Schul-
prüfungen, zur Bildung des moralischen Gefühles und
Belohnung des Fleißes und der Sittsamkeit für die
liebe Jugend; 12. Wien 818. Mit 4 schönen Kupfern,
niedlich steif gebunden 1 fl. 30 Kr.
- — Lehren der Weisheit und Tugend, in auserle-
senen Beyspielen, Geschichten, Erzählungen, Fabeln
und Gesprächen. Ein neues und zweckmäßiges Prü-
fungsgeschenk, zur Bildung des Verstandes und Ber-
edlung des Herzens, für die fleißige und gesittete Ju-
gend. 8. Wien 819. steif geb. 1 fl.
- Marsch, G. Fr., der Blumenstrauß. Eine Sammlung
von Geburts- Mahnenstags- und Neujahrswünschen,
Prologen, Epilogen, Dankreden, Gesprächen und dra-
matischen Kleinigkeiten zur Feyer verschiedener Feste.
Ein Prüfungsgeschenk für gute Kinder, im niedlichen
Umschlage steif gebunden, 12. Wien 820. Mit 1 Ti-
teltkupf. 2 fl. 15 Kr.
- — Die Tulpen. Eine Sammlung von Prologen,
Epilogen, Dankreden, Gesprächen und dramatischen
Kleinigkeiten. Zur Feyer verschiedener Feste. Ein Prü-
fungsgeschenk für gute Kinder. Im niedlichen Umschlage
steif gebunden, mit einem Titeltkupfer. 12. Wien 820.
1 fl. 15 Kr.
- Liezenmayer v. Hochstett, Ign. Versuch einer sokratischen
Lehrmethode in der französ. Sprache, sehr nützlich für
jeden Freund dieser Sprache, unentbehrlich für den

Anfänger, besonders aber für die kleinere Jugend; sowohl für den öffentlichen als Privat-Unterricht. 8. Wien, 2 fl. 30 kr.

Netuschil, Barb., Philippine und ihre Hofmeisterinn. Gespräche zur Belehrung und Unterhaltung für die weibliche Jugend, und zur Uebung in der französischen Sprache, besonders im Conversations-Tone, nebst beigefügten moralischen Erzählungen. Uebersetzt von Jgn. Piezenmayer von Hochstett. 8. Wien 819. geb. 1 fl. 30 kr.

Zeller, Carl, Beicht-Unterricht für jene Schüler, die das erste Mahl zur heiligen Beicht gehen. 8. Wien 817. brosch. 10 kr.

— — Mein Verfahren bey dem Beicht-Unterrichte, oder die Art und Weise, wie ich jene Kleinen, welche das erste Mahl zur heiligen Beicht gehen, dazu vorbereite. Wien 817. brosch. 20 kr.

— — Großes Ein Mahl Eins für Schüler der ersten Classe. 8. 18 kr.

— — Mein Verfahren bey dem Kopfrechnen für Schüler der zweyten Classe. 8. 24 kr.

— — Praktische Anleitung zum Lesen-Unterrichte, als Rahmenbüchlein für den ersten Unterricht der Jugend. 8. Wien, gebunden 36 kr.

A. B. C. = oder Rahmenbüchel in deutsch- und französischer Sprache. Zum nützlichen Gebrauche der Jugend, 7. verbesserte Auflage. 8. Wien steif geb. 30 kr.

Beichels, Jos. B., praktische Anleitung zur Rechenkunst, nebst einem zweckmäßigen Vorrathe von mehr als 1200 Beyspielen. Ein Leitfaden für Lehrer und Schüler; für angehende Handels- und Gewerbsleute, und für alle Jene, welche diese unentbehrliche Kunst, auch die Kettenregel lernen, und das Erlernte nicht wieder vergessen wollen. 8. Wien 823 gebunden 3 fl. 15 kr.

Mattulik's, C., theoretisch-practische Anweisung zur Kopfrechnung, oder zum Rechnen ohne Ziffern. Ein Handbuch für Jedermann, besonders für den deutschen Schulstand.

Rechnungs-Faullenzer, neuer großer, oder sehr nützliches Zahlenbuch bey dem Kaufe und Verkaufe. Für Geschäftsleute aller Art, von 1 bis 59 kr.; von 1 Groschen bis 15 Gulden, dann von 16 bis 100 Gulden; sammt dem großen Ein Mahl Eins. 12. Wien. 2 fl.

